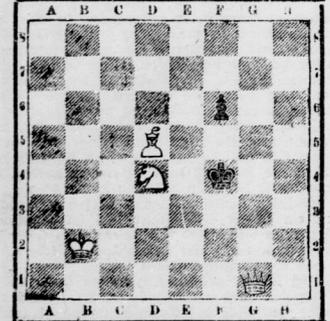


und Beseitigung des Gebrauchs irgend saurer Nahrungsmittel, die Zitronen-, Benzoe-, Zimmt- oder Vanille enthalten, scharfsäure Mittel oder zu vermeiden, zum Nächstlich säurefreie Früchte zu genießen oder kohlensäure Wasser zu trinken.

Schach.

Aufgabe Nr. 2285.
D. Würzburg.

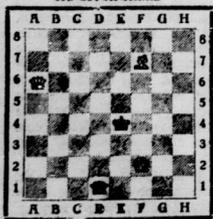


Weiße: Kb2 Dgt Ld5 Sd4.
Schwarz: Kf4 Bb6.
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Dem oben erschienenen II. Teile des Monumentenwerkes „Aus vergangener Zeiten“ entnehmen wir nachstehende von den berühmten Kämpfern des Schachturniers im Jahre 1816 zu Konstanz gezeichnete Partie Nr. 2305.

Weiße	Schwarz
1. e2-e4	1. d7-d5
2. f2-f4	2. Ld2-c3
3. Se1-f3	2. h2-h3
4. Lf1-h3+	2. Dd2-d2
5. e4-e5	2. Lc3xb4
6. Lb5xg6	2. b2xa3
7. d2-d3	2. Ta1-b1
8. c2-c3	30. Tbxh5
9. 0-0	31. Te1-b1
10. d3-d4	32. Tbxh5
11. Lc1-a3	33. Sg3-e4
12. Dd1-a2	34. Kgl-h2
13. Dd2-c1	35. Sd1-d3
14. Lc3-e1	36. Sd3-b4
15. Sd1-e2	37. Df2-f1
16. Th1-a1	38. Tbxg7+
17. Sd2-f4	39. Th7-b7+
18. c3xd4	40. Sd6-a6+
19. Sd1-a3	41. Dd1-b5+
20. Sg3x5	42. Td8-e8+

Endspiel
von W. N. Schach.



Lösung: 1. Dd1-g4+, Ke5 7, Dg5+, Kc4 3. Lg6+, Kd4 4. De3+, Kd5 5. Ld4+ gewinnt.

Deutsches Schachturnier: Ueber die Zulassungen zu den Hauptturnieren ist nunmehr entschieden worden; es nehmen 84 der besten Spieler aus allen Teilen des Reiches an dem

Kampf um die deutsche Meistertitel teil. Noch stärker ist der Jubel zu den Meistertiteln. Die Teilnahme am Damenturnier, für welches wertvolle Preise gestiftet wurden, ist für alle schachliebenden Damen Deutschlands offen; zum Jugendturnier werden die nach dem 26. September 1904 geborenen Jugendlichen zugelassen. Für Damen- und Jugendturnier können Meldungen bis zum 23. September an die Berliner Schachgesellschaft, Charlottenburg, Kanitz 8, erstattet werden; sämtliche Kämpfe beginnen am 27. September.

Den Aktbas kerühmtes: Es ist alles schon dagewesen! ist wiederum glänzend widerlegt; denn daß ein Schachweltmeister freiwillig ohne jeden Kampf auf jeden Champiortitel verzichtet hätte, davon haben wir bis dato nie etwas gehört. Diese Unglaubliche ist Ereignis geworden. Aus Holland ist die überraschende Kunde gekommen, daß Kasler zugunsten Capablanca auf die Weltmeisterschaft verzichtet habe. Am 18. Juni richtete er an letzteren folgendes Schreiben: „Aus verschiedenen Ursachen muß ich ersehen, daß der Schachwelt die Bedingungen meines Abkommens (bessiglich) eines Kampfes um die Weltmeisterschaft im Herbst 1920, D. N.) missfallen. Ich kann aber einen Wettkampf nicht spielen im Bewußtsein, daß seine Bedingungen allgemein unpopulär sind. Daher lege ich den Weltmeistertitel zu Ihren Gunsten nieder...“ Ob Capablanca an die er leicht erworbenen Weltmeistertitel eine besondere Freude haben wird, ist eine andere Frage.

Der splendide Vater. Arthur (beim Schachspiel zu seinem Vater): „Alpropos, weißt Du, Papa, daß heute mein Geburtstag ist? Was bekomme ich da von Dir?“
Papa: „Dein Geburtstag heute? Daran habe ich gar nicht gedacht: Na, da hält Du einen Turm vor!“

(Folgende Blätter.)

Literarisches.

Von dem e-1 jüngst erwähnten, der Kritik mit vielem Beifall aufgenommenen Monumentalwerke: „Aus vergangener Zeiten“ von V. Bachmann ist von W. I. (Die Schachmeister des Café de la Régence in Paris) nunmehr bereits das zweite, ebenfalls 152 Seiten umfassende Heft erschienen, welches die britischen Künstler von Deshayes bis Lewis (Walker) und außerdem noch den kempischen Schachautomaten und Napoleon I. als Schachspieler behandelt. Geschildert ist es mit einem trefflichen Bildnis von Lewis, Waller und Mongredien. Der hochinteressante textliche Teil stellt dem historischen Wissen des Lesers ein glänzendes Zeugnis aus, während die getreue Auswahl von 90 (meist Vorgabe) Partien seinen künstlerischen Geschmack in ein gutes Licht stellen. Alles in allem, die neue Festschrift rechtlich der frühere durchaus würdig und rechtferntig unseren dringenden Rat, sich auf das ganze Werk sobald als möglich zu subscribieren. Es wird eine Freude für jede Schachbibliothek bilden.

M. W.

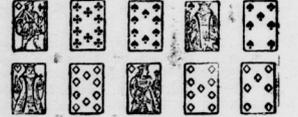
Käselecke.

Pyramidenrätsel.

A
A A A
B D E E L
E E J J L L L
M N N N N R S T

Die Buchstaben in der Pyramide sind so umzustellen, daß die wogerechten Reihen ergeben: 1. Buchstabe, 2. Satz in Antik, 3. Naturerscheinung, 4. Figur der griechischen Sage, 5. Antikritische Insel. Die beiden Seiten ergeben dann einen Adelstitel und einen weiblichen Namen.

Auslösung der Käselecke.



Auslösung des Scherz-Rebus „Käselecken“.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung“

Nr. 210

Sonntag, den 19. September

1920

Phinele.

Roman von
Ludwig Hoffmann.

Nach Tisch machte Weisbach mit Phinele einen kleinen Spaziergang im Garten. Dabei sagte er ihr, es sei alles geordnet. Er habe auch gleich die Nebenbücher für sie besorgt. Am 10. September legime das Studienjahr und damit auch für sie die erste Arbeit.
Phinele hörte das schweigend an. Sie war wieder enttäuscht, denn sie hatte gehofft, daß wenigstens er ihr sagen würde, wie ihr Spiel den Professor Weidenreich gefallen habe. Dann pläzte sie mit der Frage heraus, ob denn Herr Weidenreich nicht gar nichts gesagt habe.
„Nicht?“ Weisbach lächelte fein. „Was möchten Sie denn hören?“
„Aber Gott, irgend etwas!“ rief sie ungeduldig. „Ich bin doch gar nicht so, daß ich nur gelobt sein will. Er hätte mich ruhig auch tadeln können, denn eitel bin ich nicht. Wenn ich schon alles konnte, dann brauchte ich ja gar nicht zu Herrn Weidenreich zu gehen, um etwas zu lernen. Aber daß er einfach gar nichts sagte, kein Lob und keinen Tadel — das trankt mich wirklich und das läßt mich auch.“
„Aber, mein Kind, das ist ja verständlich. Aber das ist einmal Weidenreichs Art so, und er hat damit schließlich doch recht. Die Hauptsache ist jedenfalls: er hat Sie angenommen. Das paßiert von Jüdissen, die sich meiden, kaum Einem, und das ist an sich des Lobes genug. Aber bei Weidenreich studiert, muß schon auch etwas können, und von dem muß man vor allem auch etwas erwarten dürfen. Das ist wirklich mehr, als ein paar wußtliche Redensarten, und damit können Sie wirklich zufrieden sein. Ein Lob aus seinem Munde konnte gefährlich sein wie ein Tadel. Sein Entschluß aber, Sie unter seine Schüler aufzunehmen, ehrt Sie unbedingt. Sind Sie nun zufrieden?“

So hatte sie nicht angesehen, und nun fiel wirklich eine Last von ihr ab.
„Ja,“ sagte sie glücklich. „Und nun sollen Sie mal sehen, wie fleißig ich sein werde.“

VI.
In den ersten Tagen lernte Phinele viele Menschen kennen: solche, die gleich ihr die Meisterklasse besuchten, und andere, die Theorie, Geschichte, Harmonie und Vokalistik hörten. Die meisten besuchten noch die Ausbildungsklassen oder sie hatten es e-1 paßt, alle aber kannten sich, daz- ein sich meist und verkehrten miteinander in dem leichten, vertraulichen Ton der Kollegialität, der Unterriede und Entfernungen aufhebt und Redheiten und gelegentlich selbst Zerbolitäten gutlaunig hinstimmt.
Phinele fand sich und bedrückt in dieser Umgebung. Sie bewunderte diesen Ton, der so viel von Erfahrung und Wissen hatte; sie entsetzte sich über die dicken Scherze, die über Scherz und Einrückungen der Akademie gemacht wurden, und kam sich selbst dabei beschämend ungeschickt und kindisch vor. Ihr war noch alles heilig. Sie betrat selbst das Akademiegebäude nicht ohne leise Schauer und immer wunderte sie sich darüber, daß sie nun wirklich Schülerin der Akademie sei und Künstlerin werden dürfe. Den ungeheuren Annäherungen der Kollegen und Kolleginnen gegenüber war sie beinahe hilflos. Sie lächelte jeden und jede verbindlich an sobald das Wort an sie gerichtet wurde, und war sehr glücklich, daß man

sie überhaupt beachtete. Mehr als ein Ja oder Nein hatte sie kaum zur Antwort und im übrigen gab sie über Serkommen und Verbindlichkeit immer nur ganz knappe Auskunft mit einem Herzlopfen, das ihr fast die Rede verschlug. Zum ersten Mal schämte sie sich, daß sie das Beste dem fördernden Verständnis ihrer Mutter zu danken hatte. Sie schloß eben: das bedeutete nichts in den Augen der jungen Leute, die wie von etwas Nebenläufigem davon sprachen, daß sie bei diesem und jenem Professor studiert hatten. Und alle wollten demächst nach Berlin oder Rom oder Paris gehen, um ihre Studien zu vollenden — Pläne, die Phinele alle als ernsthaft nahm und vor denen sie zunächst noch gewaltigen Respekt hatte.
Es spannen sich auch ein paar Bekanntschaften an, die aber oberflächlich blieben und keine festere Gestalt annahmen. Mit Phinele war eben nichts anzufangen, sie galt als fast und kam schnell in den Ruf, eine Gans zu sein, die über Ja und Nein nicht hinauskommen und die für irgend eine Heil nicht zu haben war.

Unter den Schülerinnen der Meisterklasse Weidenreichs war aber eine, die von Anfang an vornehm zurückgehalten hatte: eine junge Amerikanerin, Miss Underwood. Sie hatte sich vorgestellt, nahm dann aber von Phinele, scheinbar wenigstens gar keine Notiz. Miss war ein paar Jahre älter als Phinele, und nicht hübsch; aber mit ein paar rühmigen, klaren Augen und einer freien, schönen Stirn, die unter dem schlicht geschneiderten Haar madonnenhaft hervorleuchtete. Miss hielt sich auch den anderen gegenüber zurück. Sie sprach nicht viel und die Scherze und das Geschwätz ihrer Umgebung berührten sie gar nicht. Phinele sah bald heraus, daß man sich der Amerikanerin gegenüber auch mehr als sonst zusammenmaß und daß sie mit einem Respekt behandelt wurde, der unter dem jungen Volk ungewöhnlich war. Sie erfuhr auch bald die Ursache: Miss war ungewöhnlich reich und sie hatte vielfach schon in aller Stille aus Verlegenheiten geholfen. Man rühmt ihre Millionen nach und begriff nur gar nicht, daß sie den Mann nicht dazu benutzte, das Leben ordentlich zu genießen. Auch einen weiteren Vorzug hatte Miss noch vor den anderen voraus, der freilich in der allgemeinen Verachtung erbellich niedriger stand: sie war die Begabteste, und Weidenreich hielt sehr viel von ihr. Aber wie von ihrem Reichtum, so machte Miss auch von ihrem Können kein Aufheben. Sie unterschied sich von den Kollegen und Kolleginnen nur durch ihre kühle Ruhe und die vornehme Sicherheit. Es war klar: Alle gall- ihr als Zufallsbekanntschaften, mit denen sie sich freundlich a- fand, von denen sie nicht anmahm und die alle ihr nichts zu geben hatten.
Von ihr hielt Phinele nun am wenigsten, denn ihre Welt- und Menschenkenntnis hing noch ganz an Neugiertheiten. Weil Miss sich ihr gegenüber still beobachtend zurückhielt und sie anscheinend gar nicht beachtete, meinte Phinele, sie sei hoch mützig und sehr nichtstundend auf sie herab. Und dagegen lehnte sie sich trotz ihrer sonstigen Unfreiheit innerlich auf. Was sie der Miß denn eigentlich ein? Die sollte sich nur nicht zu viel einbilden! Reich sein — du lieber Himmel, das war schon was Neues, und schließlich: arm war sie, Phinele, doch auch nicht. Na, und was das Können anging — wenn Phinele erst einmal warm geworden war, dann sollte sich zeigen, mit wem Professor Weidenreich mehr zufrieden sein konnte!

Um so mehr war Phinele verblüfft, als Miss eines Tages sich ihr an- schloß.
„Darling,“ sagte sie geradezu, „Sie haben kein Talent mit Worten umzugehen. Ich beobachte Sie nun seit Ihrem Eintritt. Sie lassen sich von jeder Aufgeblasenheit und jeder Unsicherheit imponieren, wenn sie nur annähernd ist. Das



schadet Ihnen in den Augen der anderen und läßt kein Selbstbewußtsein ausstrahlen. Das braucht man aber, um vorwärts zu kommen und man muß sich auch hindurchsehen, wie man's später als Rumpelstilzchen wird tun müssen. So, wie Sie jetzt sind können Sie sich gar nicht wehren, und Sie laufen Gefahr, in denselben Ton und die gleiche Oberflächlichkeit zu verfallen — und das wäre schade. Ich will Ihnen helfen. Schließen Sie sich an mich an, wir wollen Fremdbildern sein.“

„Pbinele glaubte nicht recht gehört zu haben.“
„Aber Sie kennen mich doch gar nicht!“ wandte sie befangen ein.

Ein feines Lächeln hüpfte um den Mund der Amerikanerin.

„O, ich kenne Sie ganz genau. Ich habe Sie zwar noch nicht gefragt, woher Sie sind, und was sonst alle die anderen von Ihnen zu wissen wünschten. Aber was Sie sind, als Mensch, mein ich, das weiß ich trotzdem sehr genau. Das fühlt man bald. Sie haben mit gleich von Anfang an sehr gefallen. Ich kenne und verehere Ihre Mutter schon seit Jahren — ich habe alle ihre Bücher gelesen. Mag sein, daß mir darum die Tochter von Anfang an interessant war, und daß ich deshalb Sie mehr beachtet habe, als ich's sonst Neulingen gegenüber tue. Und jetzt, wenn Sie wollen, sagen wir Du zu einander.“ Dabei streckte sie Pbinele die Hand entgegen.

Pbinele zögerte noch.
„Sie meinen es gewiß gut mit mir; aber ich weiß doch nicht —“

„Ich bin jetzt drei Jahre in Wien und auf der Akademie, und kein Mensch steht mir nahe und kenne dich Du zu mir sagen.“ Das klang stolz und war zugleich doch eine rührende Bitte, und in den kühlen Augen Elliss lag jetzt ein so warmer Glanz, daß Pbinele davon bewogen wurde. Sie nahm die dargebotene Hand und sagte, noch ein wenig stöbernd: „Wenn ich darf — ich will gern.“

Die Freundschaft, die so geschlossen worden war, wurde bald mit Eifer nachgegangen, und Pbinele hatte Vorteil davon, denn sie rückte mit einem Male um ein paar Stufen in der allgemeinen Achtung empor. Die Underwood ließ doch sonst niemand an sich herantreten, und wenn sie nun mit der Neuen so schnell Freundschaft geschlossen hatte, dann mußte an der Neuen eben doch was Besonderes sein.

Nun suchten auch andere Pbineles Freundschaft. Kollegen in nachlässig gernerhafter oder dreister Form; Kolleginnen mit Vertraulichkeiten, die oft freilich nur müßiger Akademietatsachen waren. Aber Elliss hielt die Augen offen und sorgte dafür, daß Pbinele sich nicht einfangen ließe. Und Pbinele war eine gelehrige Schülerin. Es dauerte nicht lange, da verstand sie es fast schon so gut wie Elliss selbst, liebenswürdig und nett zu sein, und doch niemand wirklich an sich herantreten zu lassen. Manchmal freilich ging das Temperament doch mit ihr durch, weil ihr eben die tüpfe Abgelassenheit Elliss ganz fehlte.

Sie konnte Kollegen scharflos bewundern, wenn sie leisteten, was sie selbst noch nicht gelang, und sie konnte zornig aufpassen, wenn es Meinungsverschiedenheiten gab, oder wenn sie einmal nicht so behandelte wurde, wie sie's wünschte. Aber das dauerte nie lange. War Elliss zugegen, dann genigte ein Blick von ihr, Pbinele zur Ruhe zu bringen; aber sie besann sich auch selbst immer bald, und dann war es hübsch, zu sehen, wie das eben noch in Erregung zudende Gesichtchen plötzlich einen höflichen Ausdruck annahm, und wie dann jeder Streit in einem verdorrten Schwelgen erstickt wurde.

Während Pbinele sich so in die Alltäglichkeit des Studienganges einlebte, suchte sie in der Stille eifrig nach dem Bekannten aus der Abreisezeit: nach Franz Viehöl, dem vertrauten Spiegelgespräch aus dem Tornowitzer Schulhaus, und nach Gusti Swoboda, von dem sie gehört hatte, daß er in Wien als Leutnant ließe. Den Gusti hatte sie ja eigentlich fast schon vergessen. Er war auch nur ein paar Mal hereingekommen, wenn er auf seinen einsamen Spaziergängen gelegentlich am Park oder am Schulgarten vorbeigekommen war. Sie entlief sich aber genau, daß er bei aller Gütmütigkeit sich doch nie etwas gefallen ließ, und daß er für sie wie für den bescheidenen Franz immer Respektsperson gebietet war. Jetzt war sie außerdem sehr böse auf ihn, denn sie vergah ihm nicht, was die Swoboda nun an Sorgen über die Mutter brachte. Aber immerhin: Er war Leutnant, und sie hätte nicht's schon ganz acene

gefallen lassen, wenn sie ihn einmal in der Rännterstraße oder auf dem Ring getroffen hätte. Vielleicht konnte er sie gar nicht mehr, vielleicht war sie selbst schon an ihm vorbeigegangen, ohne ihn zu erkennen. Das hinderte sie aber nicht, sich dort aufzustellen, wie hübsch das sein müßte, wenn sie neben einem richtigen Leutnant hergehen und vor allen Leuten ganz vertraut mit ihm tun konnte.

Aber neugieriger war sie doch eigentlich auf Franz Viehöl. Sie hatte Welsch nach ihm gefragt und erfahren, daß er ein ungewöhnlich starkes Talent sei, von dem man in der Akademie noch Großes erhoffte. Nun hätte sie doch gar zu gern gewußt, wie er nun aussah, und sie brante auch darauf, zu hören, wie er über das unermutete Zusammentreffen kommen werde. Aber sie sah ihn nicht, und als sie einmal Elliss fragte, ob sie ihn kenne, erfuhr sie, Franz lie, soviel sie will, frant.

Dann, Pbinele ging nun schon drei Wochen zu Heidenreich, traf sie Franz auf der Treppe. Er kam mit einem anderen jungen Mann herab, und Pbinele wollte, ein wenig vor der Zeit, eben ins Klassenzimmer hinaufgehen. Erst erkannte sie ihn nicht. Franz war ein stattlicher junger Mann geworden, den ein hübscher Schnurrbart zierte. Die einstmals frischen, runden Wangen waren nun freilich bleich und schmal geworden und die dunklen Augen sahen wie hinter Schleieren hervor in die Welt. Pbinele aber hatte noch immer das Anbengelsicht in Erinnerung.

Sie selbst hatte sich, obgleich sie nun aus den Postfachjahren herauswuchs, doch so wenig verändert, daß Franz sie sofort erkannte. Er stutzte zwar, denn er konnte sie hier nicht vermuten, aber dann, als er schon vorüber war, rief er sie an, ungewiß und fragend: „Pbinele?“

Sie blieb erschrocken stehen, und da war er seiner Sache auch schon gewiß. Mit einem Sprung war er bei ihr und ihr beide Hände entgegen.

„Pbinele! Ja weiß Gott, das ist doch Pbinele!“

Und nun erkannte sie auch ihn.

„Franz!“ Sie sah sie, wie ihr das Blut ins Gesicht schob und sie schämte sich ihrer Freude, ohne recht zu wissen, warum.

„Herr Viehöl!“ Das sollte referiert klingen, aber die Freude klang doch durch und in ihren Augen stand ein frohes Leuchten.

Franz sah nur die Freude und er war ganz närrisch vor Glück.

„Nein, Du, daß ich Dich hier treffen muß! Das hält' ich nun zu allererst erwartet. Bist Du nur zufällig hier?“

„Aber nein, ich studiere doch! Bei Professor Heidenreich, Messerklasse.“

„Donnerwetter — dann müßt Du aber viel gelernt haben. Aber —“ er sah nach der Uhr, „was willst Du denn jetzt oben? Du halt doch noch Zeit?“

„Ein Viertelstunden hab' ich schon noch. Aber ich weiß nicht —“

Sie sah ungewiß an Franz vorüber nach dem jungen Mann, der ein wenig abseits wartete.

(Fortsetzung folgt.)

Zeichen der Zeit.

Daß die Gemeinheit der gemeinen Seelen, Die gern besuden, was sie nicht begreifen, Und durch den Staub sogar das Heilige schleifen, Dir nicht den Glauben an die Menschheit nehmen.

Nicht erst die arge Zeit schuf ihr Versehen Und ließ die Schlechtigkeit der Schlichten reifen; Sie wagen nur, die Scheu jetzt abzuwerfen, Ihr wahres Antlitz zeigend ohne Heilen.

Wer gut ist, bleibt es auch in schlimmen Tagen, Ja, wird noch besser; leichter zu ertragen Die Not der Zeit, dran alle schnell erkranken.

Du aber halte zu den wenigen Guten, Wärm dich an ihres edeln Herzens Gluten, Sieh stolz und aufrecht, wenn die andern sinken.

Richard Zozmann.

(Aus dem soeben erschienenen Bande „Aus meinem Arbeitsintellekt.“ Alte und neue Gedichte von R. Zozmann. Leipzig, K. F. u. W. V. Verlag.)

Besuch aus Amerika.

Stizze von Gustav Hochstetter.

(Nachdruck verboten.)

Da hatten nämlich die Brüder Stebenson bei mir angeknipst, die Brüllingskinder. Dabei wir das Wort „Kinder“ nicht zu trogisch nehmen wollen, die „Kinder“ sind genau so alt wie ich, und ich bin kein Baby mehr, sondern letztere im Geheimratsalter herum. Die Stebensons haben im Osmajum mit mir in der gleichen Klasse gegessen. Da bleibt man lebenslanglich Kind für einander.

Die Stebensons sollten nämlich, auf Wunsch irgend-eines dortamerikanischen Urogroßhändlers, deutsche Erziehung erhalten, trotzdem sie ihr nächstes amerikanisches Brüllingsbafeln in Newyork begonnen hatten. Bis 1915 war ich mit ihnen in Beziehung geblieben. Dann war naturgemäß eine Pause eingetreten. Jetzt waren sie plötzlich gestern nacht in Hamburg, heute früh in Berlin angekommen und telephonierten aus dem teuersten Hotel, ob sie ihr erstes europäisches Mittagessen an meinem Tisch einnehmen könnten.

Mit echt amerikanischer Brüllingskeit hielt ihr Kutschpunkt zwei vor meinem Hause. „Ihr habt's gut.“ Konstatierte ich, „die vierzig Mark, die ihr dem Chauffeur gebt, sind für euch ein einziger Dollar. Ihr werdet euch bei mir verkommen wie Könige beim Bettler. Meine Köchin sitzt vor eurem verächtlichen Anblick. Sie nennt diese Wohlgeleit ihre Herkennbarkeit, denn ihr ist zumeist, als ob sie — wegen mangelhafter Leistungen — nach Schluß des Dinners von euch gelächelt, gelehrt, geteert und am Kronleuchter aufgebammelt werden solte. Und nun bitte zu Tisch, meine Herrschaften, damit die kalte Suppe nicht warm wird.“

Die beiden Stebensons traten ins Esszimmer. Die kalte Suppe war Weinlese. Kurze des Essigens tönten von den amerikanischen Tischen. Drei Keller stürzte jeder aus, bis zum letzten Tröpfchen. Nachher trug die Köchin das Fleisch auf, das frangische bishchen Gefirkerlich; sie brachte auf dem Tablett ein paar Flaschen Bier mit herein. Fast gleichzeitig fragten meine Gäste vom Stuhl empor, begannen einen Indiamentanz. Jeder ergriß eine Bierflasche, ein Glas, jeder von beiden trank verzärtelt Blickes das brave fünfprozente Gele.

„Mensch! Jungs!“ riefen die Amerikaner, „so etwas herrliches haben wir seit vielen, vielen Monaten nicht gesehen, geschmeckt denn getrunken! ... Bier! ... Wahrhaftiges, richtiges Bier! Braucht man in Deutschland Bierarten oder Bierarten, wenn man Bier trinken will?“ „Keine Spur! Bier ist markenfür, ihr Fremdlinge.“ „Sofort läßt du noch sechs Flaschen holen!“ befahl William.

„Jwanzig Flaschen!“ verbesserte Tom.

Beim Genuße des dritten, vierten Glases beruhigten sie sich halb und halb, erzählten in geordneter Rede, was Bier für sie bedeutet. In Newyork, in den ganzen Vereinigten Staaten bekommt man keinen Tropfen Bier! Das Antialkoholgesetz wird streng durchgeführt. Die ehemaligen Brauereien stellen jetzt Eßig her, Bonbons, Syrup, Limonade, Heise, Seife, sogar Wöbel. Das ganze Land ist „toden“, das heißt: Bierlos, weinlos, schnapslos. An der Grenze gibt es Stellen, wo die „Staaten“ durch ein Drahtgitter von Mexiko geschieden sind. Mexikanische Wirte verkaufen dort Likör, der Wert steht auf mexikanischen, der Gest auf amerikanischem Boden, der Alkohol wird mit einem — Strohhalm über die Grenze hinweggeschürt! Wo ein Fluß aus diesem Lande in jenes hinüberfließt, wird versucht, halbgelbte Flaschen nach den Vereinigten Staaten hineinzu-saugen, indem man die Flaschen ins Wasser wirft und sie treiben läßt — aber Aufsichtsbegame am Strome schließen auf die schwimmenden Flaschen. Ausgelassene Erer werden mit Schnaps gefüllt und so importiert — wenn der Grenzer es nicht merkt. Aber freilich: Bier läßt sich nicht in Eiertocheln füllen und schloßt durch einen Strohhalm schürzen. Hier erhält der freie Amerikaner auf feinerer Art und Weise.

Meine Köchin hörte staunend zu; ihr Bittern war erledigt. Inere einsachen Gerichte mündeten den Verwöhnungen prächtig, weil es das lang Gesuchte, das heiß Entbehrte dazu gab: Bier. Einst hat in einem Wustnemanach Goethe den Vereinigten Staaten ins Stammbuch geschrieben:

„Amerika, du ha stes besser.“
Seute, als die begeisterten Gäste sich vom Tisch erhoben,

hat meine Köchin den alten Goethe umgedichtet. Und diese Formel lautet:

„Amerika, du ha stes besser.“
Und nun wollen wir einmal sehen, wer auf die Dauer recht behält — Goethe oder meine Köchin.

Die großen Äpfel.

Von

Michael Braunshmidt.

Der Privatier Franz Heinrich Huber war in seinen nicht all so seltenen Ramen so verlickert, daß es ihm keine größere Freude machte, als ihn gedruckt zu sehen. Gleichwertigkeiten hatte er sich drucken lassen, obgleich er nie in die Verlegenheit kam, sie benutzen zu können, und obgleich ihm nichts lieberer war, als für einen aktiven Geschäftsmann zu gelten, hangte auf seinen Bruchstückartigen eine Firma: Franz Heinrich Huber, Privatier, Wila „Waldruben“, ein jehschlicher Wunsch war aber, seinen Namen einmal in der Zeitung gedruckt zu sehen. Wer so sehr er sich mühte, Konstant eines Vereines zu werden, aber die Stimme die er sich selbst gab, kam er nie hinaus, und auf den politischen Kampfbühne konnte er sich nicht wagen, schon weil ein kleiner Sprachfehler ihm im Redetunier hinderlich gewesen wäre. Und den Inzeratenteil seiner Zeitung zu benutzen, um seiner Leidenschaft zu frönen, das war ihm doch ein zu billiger Ruhm.

Da endlich kam er auf einen glücklichen Gedanken. In seinem Obstgarten stand ein Apfelbaum, der Früchte trug, deren Größe weit über das Durchschnittmaß hinausging. Durch seine Riefenäpfel wollte er berühmt werden! So erschien er denn eines Tages, bewaffnet mit drei Riefenäpfel und einer Willensart um sich und seine Riefel vorzustellen, auf der Redaktion. Und der Redakteur sahnte ein menschliches Nützen in seiner Brust, und in der Zeitung stand zu lesen, daß in der einsamen der Luntenhauer Straße gelegenen Wila „Waldruben“, die dem Herrn Privatier Franz Heinrich Huber gehöre, ein Baum mit riesengroßen, wohlgeschmeckten Äpfeln stünde. Obstliebhabern sei eine Besichtigung warm zu empfehlen.

Franz Heinrich Huber häpste vor Freude, als er die Notiz las.

Als er am nächsten Morgen erwachte, war sein erster Gang zu dem Apfelbaum, der ihn berühmt gemacht hatte. Aber wer beschreibe seine Mut, als er auch nicht eine Frucht am Baum weis vorband. Die Stühben hatten aber Nacht schnell gearbeitet, und ihn der Wäse überhoben, die Riefel selbst abzunehmen. Da schwor sich der Huber einen bestigen Eid, einer Redaktion nie wieder Äpfel vorzulegen, und wenn er welche bauen würde, die die Größe eines Krauttopfes hätten. —

Bunte Zeitung.

Die Unabhängigkeit der Frau. Ein im Echo de Paris veröffentlichte Artikelserie über die französische Gesellschaft nach dem Kriege hat jetzt zu einem Aufruf über die Unabhängigkeit der Frau geführt, der folgende interessante Briefstelle aus einem an den Verfasser der Aufsätze gerichteten Schreiben bringt: „Durch die Feuerung sind zahlreiche junge Mädchen und Witwen gezwungen worden, als Sekretärinnen, Bankangestellte usw. sich das Leben zu verdienen. Sie sind stolz auf ihr Können, stolz darauf, wie ihr Bruder oder Mann ein begabtes Amt zu verwalten. Sie sind ihnen gleich. Gleich? In Wahrheit betrachten sie sich als ihnen über. Sie übertreiben ihren Wert, sie bedenken nicht, daß sie Subalternposten besetzen. Sie dünken sich hier dem Manne überlegen, der nicht das Haus verläßt und draußen arbeitet. Sie behandeln ihn wie ein Kind und verachten ihn ein wenig. Das Leben, das die Frauen aus dem Hause treibt, gibt ihnen zweifellos eine gewisse Entwicklung, aber hindert nie, große Eigenschaften zu erwerben, die aus ihnen die wahre Frau machen.“

Bekämpfung des Zahnsteins. Vom Zahnstein ist bekannt, daß er das allmähliche Vordringen und schließlich Ausfallen sonst ganz gesunder Zähne herbeiführen vermag, ebenso, daß ihm mit den gewöhnlichen Schleimkräutern-Zahnpulvern nicht immer in völlig befriedigender Weise beizukommen ist. Dr. Barille hat nachgewiesen, daß sich der Zahnstein durch Ablagerung von Zerkleinerungsprodukten der im Speichel gelösten Salze der Kohlen- und Phosphorsäure mit Kalk usw. bildet. Er empfiehlt an seiner Verhütung

